



Onkologe Christoph Leitner:
„Die Hälfte ist heilbar“

geht es nicht um die Komplementärmedizin, die dazu da ist, die Beschwerden durch Tumore oder Therapien zu erleichtern. Das ist sehr wichtig. Eine andere Angelegenheit sind diverse Auswüchse der so genannten Alternativmedizin, wo den Patienten von verschiedenen Leuten vermittelt wird, dass sie bessere Vorschläge hätten als die Schulmedizin. Wir haben nicht sehr viele solcher Fälle, aber es gibt sie. Diese Fälle enden meist katastrophal. Durch diesen falschen Glauben in diese Methoden leben die Erkrankten nicht länger, sie erleben leider oft Schmerzen und massive Komplikationen. Für uns ist es schwierig, mit diesen Menschen ins Gespräch zu kommen, weil die Abneigung von vorne herein sehr groß ist. Trotzdem

muss man sagen: Das sind mündige Leute und die Entscheidung über die Therapie und somit sein Leben hat jeder selbst zu treffen. Wir können nur Aufklärungsarbeit leisten.

Wie hoch ist statistisch gesehen mittlerweile die Chance die Krankheit zu überleben?

Heute kann man grob geschätzt gut die Hälfte der Krebserkrankungen heilen. Die andere Hälfte der Krebserkrankungen versucht man in chronische Krankheiten umzuwandeln. Die Krankheit ist zwar noch da, der Mensch braucht Therapien, aber ansonsten spürt er im Optimalfall die Krankheit kaum. Die Therapien werden von Jahr zu Jahr besser. Und je früher man eine Erkrankung entdeckt, desto besser sind die Heilungs-

chancen. Deshalb sind Screening-Untersuchungen so wichtig.

Gehen die Menschen mittlerweile zu ihren Vorsorgeuntersuchungen?

Prinzipiell nehmen die Menschen die Angebote größtenteils wahr, Verbesserungspotential besteht aber durchaus.

Nach fünf Jahren ohne Tumor gilt ein Patient als geheilt: Löst das bei vielen Ängste und Stress aus, wenn sie bis dahin ständig zur Nachsorgeuntersuchung müssen?

Auf die genannten fünf Jahre dürfen wir uns nicht fixieren. Das hängt nämlich sehr von der Art des Tumors ab. Die Zeit nach der Krebserkrankung ist aber auf jeden Fall insofern schwierig, weil

man sich in der Zeit der Behandlung im Krankenhaus, in der Familie, vielleicht auch im Beruf umsorgt und verstanden fühlt. Man passt auf den Patienten auf. Dieses Gefühl endet oft direkt nach beendeter Therapie und dann sollte der Mensch wieder von einem Tag auf den nächsten voll funktionieren. Aber das geht nicht.

Wie schwierig ist es damit zu leben, dass man überlebt hat?

Es braucht Zeit sich körperlich zu erholen, etwa von den Nebenwirkungen. Man muss sich aber auch psychisch erholen: Die Betroffenen werden mit der Diagnose plötzlich und meist unerwartet in ein völlig neues Umfeld geworfen. Dabei hat man selten Zeit wirklich nachzudenken. Erst sobald die Behandlung abgeschlossen ist, zeigt sich bei vielen die echte, neue Herausforderung. Sie müssen mit der Krankheit und mit der ständigen Angst, dass der Krebs wiederkommen könnte, zurechtkommen. Es braucht Zeit und Unterstützung, um wieder in das Leben zurückzufinden. Dieser Aufgabe müssen wir uns in Zukunft alle verstärkt widmen.

Was braucht ein Patient nach der Therapie?

Es gibt solche, die wollen nach der Behandlung nicht mehr an die Krankheit denken. Sie wollen so wenig als möglich damit konfrontiert werden. Es gibt aber auch Menschen, deren Ängste wachsen, je weniger sie kontrolliert werden. Die Nachsorge muss sehr individuell gestaltet werden. Es braucht ein Netz, in dem man neben den notwendigen medizinischen Kontrolluntersuchungen auch Sorgen, Ängste und Bedürfnisse auffangen kann. Viele wollen nicht unbedingt in das alte Leben zurück, sondern ein neues Leben beginnen. Auch dabei sollten wir helfen.

„Es braucht sicherlich Feingefühl und Empathie. Was es nicht braucht, sind skurrile Ratschläge.“

Verena Duregger

heit zu sprechen. Aber wie begegnet man am besten einem Krebskranken? Verena Duregger sagt: „Es braucht sicherlich Feingefühl und Empathie. Was es nicht braucht, sind skurrile Ratschläge von der Sorte: Du musst dies oder jenes tun, dann wirst du wieder gesund – etwa den Tau von irgendwelchen Pflanzen zu sich nehmen. Aber auch diese Tipps kann man sich sparen: Du musst stark sein. Du musst kämpfen. Grundsätzlich ist natürlich jeder Patient anders. Im Zweifelsfall aber gilt für mich: Lieber das Thema ansprechen, anstatt dauernd so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre.“ (sul)



Darüber reden: Verena Duregger (rechts im Bild) mit Patientin Zerina Pilav bei den Krebsgesprächen 2018

besonders stark. Am Anfang fragen sich viele Patienten: Was habe ich bloß falsch gemacht? Hat jemand ein Magenkarzinom, glaubt man sofort, dass man sich nicht richtig ernährt habe. Aber das muss nicht zwangsläufig so sein. Wenn Patienten den Mut haben, offen über die Krankheit zu spre-

chen, dann hilft das auch anderen Patienten, sich weniger alleine zu fühlen. Es hilft aber auch Angehörigen, die dadurch besser verstehen können, was in einem Patienten möglicherweise vor sich geht. „Wir möchten die Krankheit mehr zum Thema machen“, sagt Duregger. Dabei ist es natürlich nicht immer ganz leicht, Patienten zu finden, die bereit sind auf einer großen Bühne über ihre Krank-

Interview: Silke Hinterwaldner